



09236

CLAUSNITZ

SEBASTIAN CASPAR

ROMAN

1. Auflage 2020

©opyright 2020 by Autor

Cover: D-ligo

eISBN: 978-3-95791-110-0

Alle Rechte vorbehalten. Ein Nachdruck oder eine andere
Verwertung ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags gestattet.
Hat Dir das Buch gefallen? Schreib uns Deine Meinung unter:

info@unsichtbar-verlag.de

Mehr Infos jederzeit im Web unter www.unsichtbar-verlag.de

Unsichtbar Verlag | Diestelstr. 1 | 86420 Diedorf

Sebastian Caspar

09236 Clausnitz



Inhalt

Kapitel 29
Kapitel 28
Kapitel 27
Kapitel 26
Kapitel 25
Kapitel 24
Kapitel 23
Kapitel 22
Kapitel 21
Kapitel 20
Kapitel 19
Kapitel 18
Kapitel 17
Kapitel 16
Kapitel 15
Kapitel 14
Kapitel 13
Kapitel 12
Kapitel 11
Kapitel 10
Kapitel 9
Kapitel 8
Kapitel 7

Kapitel 6
Kapitel 5
Kapitel 4
Kapitel 3
Kapitel 2
Kapitel 1
Kapitel 0

Clausnitz, 18.02.2016

*„Terror ist nichts anderes als sofortige,
unnachsichtige und unbeugsame Gerechtigkeit;
folglich ist er ein Ausfluss der Tugend.“*

Maximilien de Robespierre, Rechtsanwalt

*„Die wirkliche Krise, vor der wir stehen,
ist eine spirituelle.“*

Ronald Reagan, Schauspieler und
ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten

„Und das nennst Du Asyl?“, schreit Christian und hämmert mit der Faust auf das Armaturenbrett. Doch seine Frage ist ein Statement und rhetorischer Natur. Aber ist es nicht eine Tatsache, dass wir auch Klimaflüchtlingen gegenüber moralisch verpflichtet sind? Ich bin mir der Wahl meiner Worte, der Ernsthaftigkeit dieser Frage bewusst, und dennoch erschrecke ich darüber, dass mich Christians Wut so unvermittelt trifft. Die uns umgebende Einöde durchqueren wir mit einem blauen Skoda, der uns Tag für Tag durch diese Szenerie führt. Christian ist beileibe kein sicherer Fahrer und manchmal, wenn sich seine Fahrkünste mit seiner Wut einen Zweikampf liefern, bekomme ich einfach nur Angst.

Wir rasen auf das Flüchtlingsheim zu, welches wir betreuen, denn einmal mehr soll es dort Stress gegeben haben. Schnaufend berichtet Röhm (der Leiter dieser Einrichtung) von betrunkenen Tunesiern, was beileibe kein Einzelfall ist und mir beinahe ein Déjà-vu beschert. Und allein der Fakt, dass wir abermals wegen der Tunesier, die von Christian nur noch NAFRIS genannt werden, das Heim ansteuern, lässt ihn erneut überschäumen. Christian springt auf alles an, was ich oder andere ihm berichten und deutet es sofort in dem Kontext von Migration und Asyl. Bisweilen erzähle ich ihm deshalb das Blaue vom Himmel, denke mir die tollsten Geschichten aus, nur, um ihn

aufzuziehen, denn er macht sich ständig Sorgen. Er sorgt sich um seine Gesundheit und sein Wohlbefinden, das Wetter, die Bettler auf den Straßen, die steigenden Preise im Supermarkt, arabischen Antisemitismus, sexuelle Übergriffe von Migranten, grundlose Gewalt in U-Bahnhöfen, den Schmutz im Treppenhaus des Heims und die zerfallende globale Situation. Was in seinem Potpourri aus Sorgen jedoch nicht vorkommt, sind: die Wahlerfolge populistischer Parteien, die Taten des NSU, Kameradschaften und Bürgerwehren, Flat-Earther, Prepper, Truther, der Anstieg rassistischer Übergriffe und die allgemeine Verrohung der deutschen Sprache.

Wir arbeiten seit nunmehr einem Jahr zusammen, verfügen beide über ein Diplom der Sozialen Arbeit, und sind trotz inhaltlicher Differenzen einander sehr vertraut. So gut es geht, kümmern wir uns in dem neu geschaffenen Feld der Flüchtlingssozialarbeit um Asylbewerber und fahren nahezu täglich in die uns vom Landkreis zugewiesene Gemeinschaftsunterkunft. Auf der Rückbank des Skodas kauert Rafik, unser schwuler marokkanischer Sprachmittler. Er ist ein stiller und schüchterner Typ, HIV-positiv, spricht Arabisch, Französisch und ziemlich gut Deutsch. Vor zwei Monaten gehörte Rafik noch zu unserem Klientenstamm, doch wir haben ihn erfolgreich aus dem Heim geholt und mit einem Ehrenamtsvertrag für vierzig Euro die Woche als Sprachmittler bei uns eingestellt. Da er nicht nur in seinem Heimatland, sondern auch im Heim von seinen Glaubensbrüdern drangsaliert wurde, hat ihm das Amt sogar eine Wohnung zugewiesen. Somit ist Rafik automatisch zu Christians Vorzeigemigrant geworden, denn Rafik bestätigt ihm alles, woran er so glaubt. Zum Beispiel daran, dass der Islam in seinen Grundströmungen faschistisch und menschenfeindlich ist und in Marokko Homosexuelle am Baukran aufgeknüpft werden. Oft habe

ich Christian berichtigt, dass er eigentlich den Iran meint. Doch das wäre egal, sagt er. Ob nun Mullahs oder Muftis. Wo sei da der Unterschied?

Und trotz all seiner Sorgen weiß Christian nichts von meinem Schmerz. Er weiß nichts von den durchwachten Nächten und dem beißenden Verfall meiner selbst. Nichts von meiner Angst und der Anstrengung, dies alles zu verbergen. Doch vereinzelt ertappt er mich und spricht mich, trotz allem unwissend, auf meine Maskerade an. Dies passiert beispielsweise, wenn ich im Büro an meinem Schreibtisch sitze und eine Stunde schweigend auf das Poster an unserer Tür starre. Dort steht „Selam Deutschland“ und „Vielfalt leben“, aber ich starre nicht darauf, um eine Bedeutung darin zu erkennen, oder mir eine Meinung dazu zu bilden. Ich blicke auf das Poster, da es direkt in meinem zentralen Blickraum hängt. Es ist ganz einfach der visuell auffälligste Punkt, an dem meine Augen hängen bleiben und in den ich mich verkriechen kann. Ständig in der Angst, in Tränen ausbrechen, oder mir mit einem Hammer auf den Daumen schlagen zu müssen. Christian denkt, meine traurigen Aussetzer lägen an ihm. Er glaubt, dass seine Sorgen mich genauso fertig machen. Aber das stimmt nicht. Da liegt er falsch.

Das Heim, oder politisch korrekt ausgedrückt die Gemeinschaftsunterkunft, kurz GU, liegt am Rande unserer kreisfreien Stadt und war früher eine Berufsschule. In einem beispiellosen Kraftakt richtete die Kommune innerhalb eines Monats das Gebäude bezugsfertig her. Sie überzog die Wände mit einer dünnen Schicht Farbe und stellte Spinde und Feldbetten in die großen Räume. Gemeinschaftsküchen und Toiletten, nebst einigen Duschräumen, befinden sich auf jedem Flur. Das Haus ist umgeben von brachliegenden Feldern und einer mit

Schlaglöchern übersäten Straße, auf der Christian und ich jetzt mit dem Skoda um die Ecke fahren, um dann, im Zickzackkurs, den Schlaglöchern auszuweichen. Nun sehen wir auch den Streifenwagen vor dem Tor, aus dem gerade zwei Polizeibeamte steigen.

Mit quietschenden Reifen hält Christian neben dem Polizeiauto, und wir bleiben noch eine Weile in unserem Fahrzeug sitzen, warten in diesem uns vertrauten Gefährt, das uns so oft vom Heim weg und zu diesem hinbringt. Um uns herum ist es mit einem Mal ganz ruhig und als Christian den Motor abstellt, höre ich angespannt auf dessen Knistern, als dieser abkühlt. Und während wir da so sitzen und Trostlosigkeit uns umgibt, wünsche ich, dass eine Euphorie mich erfassen und wenigstens ein Stück weit tragen möge. Doch ich werde enttäuscht. „Gut, es nützt ja nichts“, motiviert sich Christian, öffnet die Fahrertür und hievt sich aus dem Auto. Auch ich steige kurz danach aus, schiebe meinen Sitz nach vorn, damit Rafik sich ebenfalls hinausbequemen kann. Nicht selten gelingt es mir, den Alltag im Heim geradezu besessen anzugehen. Das Gefühl, die Hoffnung, Dinge von Grund auf zu verändern und zum Guten bewegen zu können, lassen mich geradezu manisch werden. Doch das ist nicht immer so, ich bewege mich zwischen extremen Polen und ein Doppelleben ist die Folge.

Die beiden Polizisten vor der GU blicken finster. Das Aussehen des untersetzten Beamten lässt vermuten, dass er kurz vor der Pensionierung steht. Vielleicht zählt er die Tage, die er bis dahin in gewohnter Routine bewältigen muss, wartet, wann der erhoffte Ruhestand eintreten möge. Der andere, jung und mit blonden kurzen Haaren, mustert mich eingehend. Seine Beweggründe sind mir ein Rätsel, seine Blicke erscheinen mir anzüglich, doch ich versuche, darüber hinwegzusehen. Wir alle begrüßen uns mit einem

trockenen „Hallo“. Aus der Tür der Gemeinschaftsunterkunft sehe ich Röhm kommen, der sich mit schnellen Schritten auf unsere Gruppe zubewegt. Wie so oft sieht er besorgt aus und als er vor uns steht, scheint er Christian, Rafik und mich gar nicht wahrzunehmen. Umso herzlicher begrüßt er die beiden Polizisten, deren Ankunft er scheinbar sehnlichst erwartet hat.

Die Gesprächsfetzen, die ich aufschnappen kann, lassen den Schluss zu, dass vier junge tunesische Männer sturzbetrunken heute Morgen in die GU zurückkehrten, um auf den Fluren der Unterkunft zu randalieren. Auch haben sie versucht, eine albanische Mutter in der Gemeinschaftsküche zu begrapschen, was kurzerhand zu einer Prügelei führte. Röhm und zwei Securitymitarbeiter schritten schließlich ein, um Schlimmeres zu verhindern. Die Folge: körperliche Blessuren auf allen Seiten. Die Abschürfungen am Ellenbogen und ein dicker werdendes blaues Auge sind bei Röhm deutlich zu erkennen, und als sei dies bereits ein erster Beweis, veranlassen sie ihn, dringend Anzeige bei den beiden Polizisten zu erstatten. Und auch wenn er weiß, dass dies völlig sinnlos ist, berichtet er mit Genugtuung und eindringlicher Körpersprache über das Handgemenge. Die Tunesier sind über alle Berge, werden aber spätestens, so seine Hoffnung, zum Zahltag Ende des Monats wieder im Heim aufkreuzen, denn die Asylregelleistung vom Ausländeramt wird monatlich in Röhm's Büro bar ausgezahlt.

Christian geht zurück zum Auto, um sich eine Zigarette anzustecken, Rafik, den das alles nicht interessiert, steht in der Gegend rum. Er kennt die Geschehnisse und die Menschen hier im Heim. Auch Christian reagiert gleichgültig, und diese Lethargie, diese Inkonsequenz stört mich. Ich schaue mir das, also Christian am Auto rauchend, Rafik, die zwei Polizisten, daneben Röhm, und alle

gemeinsam diskutierend, noch eine Weile an, dann gehe ich hinein ins Heim, um nach Amina und ihren Kindern zu sehen.

Zurück im Büro. Es ist ein Uhr nachmittags und ich brühe mir nach dem Stress einen Kaffee auf. Während das Wasser kocht, stehe ich am Fenster und blicke hinaus. Leider war Amina nicht in der GU, denn sicherlich hat sie gerade ihre beiden Kinder aus der Kita abgeholt. Meine Gedanken schweifen ab, zu *ihm*, zu *M*. Doch ich schiebe sie beiseite. Ich kann mir diese Gedanken jetzt nicht leisten, sie würden mir den Boden unter den Füßen wegziehen. Christian surft in den sozialen Medien und kommentiert schreibend irgendwelche Meldungen. Er fühlt sich als Aufklärer und wird bei sämtlichen Gelegenheiten nicht müde zu betonen, dass er kein Rassist sein kann, da seine Frau schließlich eine Philippinin sei. Ihr Name ist Nieva und sie ist zehn Jahre jünger als er. Mit ihr hat er zwei kleine Kinder. Jedes Jahr besuchen sie die Eltern von Nieva, in einem kleinen Dorf bei Bacoor, an der Südküste der Manila Bay. Nieva ist strenggläubige Katholikin und dieser Umstand kommt Christian auf seinem Kreuzzug zugute. Seit ein paar Wochen trägt er sogar ein silbernes Kreuz um den Hals, obwohl er nicht konfessionell gebunden ist. Oft erzählt er vom Terror der Abu Sajaf, die in Deutschland durch die Entführung der Familie Wallert bekannt wurde. Einige würden Christian als islamophob beschreiben, obwohl ich nicht weiß, ob es diesen Zustand gibt. Christians Gesicht ist angespannt, seine Lippen sind als Strich

zusammengepresst. Sein Tippen auf der Tastatur klingt wie Maschinengewehrfeuer, regelmäßig schnauft und seufzt er dazu. Rafik sitzt ebenfalls an seinem Laptop und surft im Netz. Jedoch ist er um einiges ruhiger, wie in Trance schaut er Videos von syrischen Bombardements und schüttelt dazu gelegentlich den Kopf.

Mit einem Klacken kündigt der Wasserkocher die Erfüllung seiner Aufgabe an. Ich drehe mich um und gehe vom Fenster zu der Spüle der kleinen Kochnische, die in unserem Büro eingelassen ist. Dort gieße ich das noch sprudelnde Wasser auf das Kaffeepulver, welches ich mir mit etwas Zucker in eine Tasse gegeben habe, rühre das Ganze um, gebe noch einen Schuss Milch aus dem Kühlschrank hinzu, dann balanciere ich die Tasse in der Hand zum Schreibtisch und setze mich. Vor mir liegen zwei Zahlungsaufforderungen, die ich zu bearbeiten habe. Sie gehören Najeh, einem zwanzigjährigen Tunesier, der offensichtlich in mich verknallt ist. In den Zahlungsaufforderungen werden ihm Erschleichung von Begünstigungen, also Schwarzfahren und Diebstahl in einem Supermarkt vorgeworfen.

Meine Arbeit besteht nun darin, Kontakt zu den Gläubigern aufzunehmen und, wenn möglich, Ratenzahlungen zu vereinbaren, worauf sich die meisten komischerweise immer wieder einlassen. Ist dies erledigt, werde ich beim zuständigen Bearbeiter des Ausländeramts im Sachgebiet Asylregelung anrufen, um eine Abtretungserklärung zu erwirken. Somit können die monatlichen Zahlungsbeiträge automatisch vom Sparkassenkonto Najehs abgebucht werden. Die Erfahrung hat gezeigt, dass dies der sicherste Weg ist, die Zahlungen einzuhalten, da die meisten unserer Schuldner es nicht schaffen, einmal im Monat einen Überweisungsträger auszufüllen. Möglicherweise ist dies der vorhandenen

Sprachbarriere geschuldet, oder unsere Klienten nehmen einfach gern unseren Service in Anspruch. Najeh hat bereits sieben solcher Zahlungen laufen, mit dem Effekt, dass am Monatsende, wenn die Asylregelleistung ausgezahlt wird, zwei Tage später kein Penny mehr auf seinem Konto ist. So muss er zwangsläufig erneut klauen, um wenigstens etwas essen zu können.

Und auch wenn es mir schwerfällt, in eben diesen Momenten verstehe ich Christian. Seit einem Monat weigert er sich konsequent, derartige Forderungen zu bearbeiten. Nein, er werde sich nicht aktiv an der Zerschlagung des Systems beteiligen, so seine Worte. Oft frage ich mich, warum Christian diesen Job überhaupt macht, denn er tut ihm einfach nicht gut. Ständig ist er unter einer immensen Anspannung, stets auf dem Sprung, kurz davor, zu explodieren. Aber Christian ist ebenso ein trotziger Typ. Ich glaube, ich kenne ihn mittlerweile so gut, um behaupten zu können, dass er ein Mensch ist, der selten aufgibt. Wenn er etwas angefangen hat, so muss er es durchziehen. Fragt sich nur wie lange. Nach meiner Einschätzung steht Christian kurz vor der totalen Erschöpfung. Trotzdem wende ich mich jetzt zu ihm und frage über den Monitor meines Laptops: „Kannst du vielleicht die eine Zahlungsaufforderung von Najeh bearbeiten? Würde mir echt helfen.“ Eigentlich mache ich mir nur einen Spaß daraus, denn die von mir erwartete Antwort von Christian kommt prompt. „Vergiss es, Svea! Ich bin doch nicht bescheuert.“

„Aber auch das ist Teil unserer Arbeit“, belehre ich ihn.

„Sicher nicht! Ich bin doch kein Bewährungshelfer. Merkst du nicht, dass die über dich lachen und als ihre Erfüllungsgehilfin betrachten?“

„Es gibt nicht *die*, Christian. Eine ganze Gruppe von Menschen so zu beschuldigen, grenzt an Rassismus, mein

Lieber!“

Mir macht es Spaß, Christian mit diesen Floskeln aufzuziehen, auch ist auf ihn stets Verlass, denn er schnell aus seinem Stuhl hoch.

„Rassismus? Willst du mich verarschen? Du unterstützt Intensivtäter! Sie werden es nie lernen. Wollen sie auch gar nicht.“ Er kommt hinter seinem Schreibtisch hervor. „Unfassbar, dass du mir wieder Rassismus vorwirfst. Ich nenne das gesunden Menschenverstand, verdammt noch mal.“

Jetzt ist Christian bockig, das kenne ich aber schon. Er läuft in sich gekehrt und murmelnd durch das Büro, den Blick starr auf den Boden geheftet. Vor und zurück, hin und her. Ich versuche, ihn zu beruhigen: „Deponiere doch deine Sorge heute Nachmittag beim Migrationstisch. Mal sehen, was die dazu meinen.“ Ich lehne mich in meinem Sessel zurück, spiele mit den Fingern an einer Büroklammer, biege solange an ihr herum, bis sie zerbricht und ich die beiden Teile neben die Tastatur meines Computers auf den Schreibtisch zurücklege.

Christian sagt jetzt leiser: „Sicher nicht. Du weißt ganz genau, dass das keinen Sinn macht.“

„Sinn *ergibt*.“

„Was?“ Christian ist abrupt stehen geblieben und glotzt mich wie ein Schaf an.

„Es heißt: Sinn *ergibt*. Sinn *machen* ist falsch. Diese, soviel Zeit muss sein, falsche Redewendung ist direkt vom Englischen *This makes sense* abgeleitet.“

„Sag mal, machst du dich über mich lustig?“, Christian ist völlig perplex.

„Im Deutschen kann Sinn nichts machen, höchstens nur haben oder ergeben“, schiebe ich hinterher.

„Ach, vergiss es. Unfassbar.“

Christian dreht wieder seine Runden.

„Es war nur Spaß“, sage ich, wohl wissend, dass er auf mein lächerliches Angebot der Versöhnung anspringen wird. „War nicht so gemeint.“

„Lass mich in Ruhe“, sagt Christian und winkt ab, klingt aber schon sanfter, beendet sein Rundendrehen und setzt sich wieder an seinen Schreibtisch.

„Gott, wie ich diese Aktivisten hasse. Entschuldigung, AktivistInnen - Sternchen, Unterstrich, und was weiß ich noch alles. Ich will mir ja wieder nicht vorwerfen lassen, die LGBT Community auszuschließen.“

„Du nimmst das alles viel zu ernst“, seufze ich.

„Das solltest *du* auch“, entgegnet Christian. „Es ist schließlich auch dein Land. Na, du hast keine Kinder. Vielleicht ist dir deshalb alles scheißegal.“

„Asyl ist ein Menschenrecht!“, posaune ich heraus. „Außerdem empfinde ich es als diskriminierend, mir in diesem Kontext Kinderlosigkeit vorzuwerfen.“

„Okay, du hast Recht, sorry“, wendet er ein. „Aber komm, sag doch mal, was wir tun müssten. Was muss getan werden?“

Ich denke kurz nach, dann hole ich genüsslich aus: „Zuallererst müssen wir die Menschen, die zu uns kommen, integrieren. Dort gibt es sicherlich Versäumnisse, die aber behoben werden können.“

„Du verwechselst Asyl und Migration“, mischt sich Christian sofort ein, doch ich ignoriere ihn und fahre fort.

„Des Weiteren dürfen wir nicht, das gebe ich zu, den Blick für die innere Sicherheit und die dazugehörigen Sorgen der Bevölkerung verlieren. Es muss entschieden gegen radikale Strömungen jeglicher Couleur vorgegangen werden. Seien sie religiöser, politischer, oder ganz einfach ideologischer Natur. Die Anstrengung muss darin bestehen,

ein Maß zu finden, welches, trotz möglicher Repressalien und institutioneller Durchgriffe, die Wahrung der Menschenrechte einhält. Dies benötigt die transparente und effiziente Arbeit eines gut funktionierenden Rechtssystems. Hier fehlt es an Personal. Es sollten dringend mehr Polizisten, Staatsanwälte und Richter eingestellt werden.“

Hier verweile ich, warte auf Christians Reaktion, doch der starrt mich bloß mit aufgerissenen Augen an. Ich fahre fort.

„Mindestens genauso wichtig sind der Ausbau und die Weiterentwicklung unseres Bildungssektors, das heißt, dringende Sanierungsmaßnahmen an unseren Schulen und den Ausbau und die Angleichung der Digitalisierung an globale Standards. Auch muss sich Arbeit wieder lohnen. Der Lebensabend darf nicht in Armut enden. Soll heißen, wir müssen die Ausbreitung des Niedriglohnsektors verhindern und die Lebensleistung jedes Einzelnen fair und gerecht honorieren. Bei all dem darf es aber keine nationale Abschottung geben. Die Welt ist im Wandel, die Welt ist globalisiert. Auch wir tragen unseren Teil dazu bei, dass das Klima sich ändert und sich aus diesem Grund Hunderttausende auf den Weg nach Europa machen – einfach, weil sie sonst ersaufen oder verhungern. Schlussendlich muss es ein Rückbesinnen auf die europäischen Werte ganz im Sinne der französischen Revolution geben – *Liberté, Égalité, Fraternité!* Wir dürfen uns nicht von Neiddebatten und Populisten spalten lassen, sondern sollten die Hand dem Gegenüber entgegenstrecken. Sei er weißer, brauner, gelber oder schwarzer Hautfarbe. *Vive la révolution!*“

Ich habe mich richtig heiß geredet, stehe jetzt mit ausgestreckten Armen im Büro und blicke triumphierend zu Christian hinüber. Doch der hört mir gar nicht mehr zu,